

Thomas Kraft

Zwischen
Bratwurst
und Barock

Fränkische
Besonderheiten

LangenMüller

Thomas Kraft

Zwischen Bratwurst und Barock

Fränkische Besonderheiten

LangenMüller

Meinen Eltern und Peter

Besuchen Sie uns im Internet unter
www.langen-mueller-verlag.de

© für die Originalausgabe: 2006 Picus Verlag, Wien
© für das eBook: 2013 LangenMüller in der F. A. Herbig
Verlagsbuchhandlung GmbH, München
Alle Rechte vorbehalten
Schutzumschlag: Wolfgang Heinzl
eBook-Produktion: **GGP Media GmbH**, Pößneck

ISBN 978-3-7844-8143-2

Reisen in die fränkische Seele

»Ich will zu guter Sommerszeit/ ins Land der Franken fahren«, dichtete der Karlsruher Justizrat und Schriftsteller Viktor von Scheffel 1859 bei seinem mehrmonatigen Aufenthalt im Kloster Banz. Es gibt gute Gründe, sich diesem Vorsatz anzuschließen: Bei meiner mehrwöchigen, über zweitausend Kilometer umfassenden (Wieder-)Entdeckungsreise durch den nördlichen Teil Bayerns treffe ich japanische Touristen in Rothenburg ob der Tauber, die während ihres viertägigen Deutschlandbesuchs auf der Route Köln, Heidelberg, Augsburg und Füssen auch in Franken Station machen. In den Weinbergen bei Volkach begegne ich fröhlichen Radfahrern, die gemütlich von einem Weinort zum nächsten fahren. In Bad Königshofen spreche ich mit zwei älteren Damen aus Hannover, die in der örtlichen Heilquelle ihre Thermalbäder genießen. Und in Bamberg setzt sich am Katzenberg ein Ehepaar aus Westfalen zu mir, das zu einer Schlemmerreise durch die fränkischen Lokale und Bierkeller aufgebrochen ist. All diese Menschen scheinen sich ziemlich wohl zu fühlen. Es sind nicht nur die vielen Sehenswürdigkeiten, von denen sie erzählen, die Residenzen, Kirchen und alten Städte, die sie faszinieren, sondern vor allem das Erlebnis einer vielfältigen und schönen Landschaft. Und, nicht zuletzt, die Begegnung mit einem besonderen Menschenschlag, der natürlich nicht über einen Kanten geschlagen werden kann. So sah zum Beispiel Eugen Skasa-Weiß den fränkischen Menschen als »Mosaik der Widersprüche« mit »Mutterwitz und Realitätensinn«, Carlotta von Crailsheim hielt ihn für

»pfiffig« und »verschlossen, aber leicht zu öffnen« und der längst verblichene Hugo von Trimberg charakterisierte die »alten frenkischen leut« als »einveltlich, getreu, gewere (redlich)«.

»Ein großes Humorpotential schlummert in diesem Volk«, glaubt der Nürnberger Dichter Fitzgerald Kusz zu erkennen und spricht von den Franken als den »Gewürfelten«. Was meines Erachtens soviel heißt wie: mit vielen Ecken und Kanten und immer wieder anders – mal schwer und melancholisch, dann wieder leichtsinnig und schlitzohrig. So ein »Gewürfelte« muss aber auch bewegt und mit sanftem Druck angeschoben werden, damit er in Fahrt kommt. Ein gewisses Maß an Autorität und Zugehörigkeit benötigt der Franke wie die Luft zum Atmen.

Durchreist man dieses großflächige Land von Fladungen in der Rhön im Norden bis zu den sanften Pegnitz- und Aischgründen im Süden, vom Kältepol Hof im Osten bis nach Aschaffenburg an der heftig verteidigten Westgrenze zu Hessen, wandert beschwipst durch das liebliche Maintal, erholt sich am Großen Brombachsee beim Surfen und Segeln, sucht auf den Hochebenen im Fränkischen Jura in Dörnwasserlos nach etwas Trinkbarem, fährt mit offenem Verdeck durch das bezaubernde Kleinziegenfeldertal mit seinen Pferdekoppeln und klappernden Mühlen, paddelt mit dem Kanu durch die Karl-May-Kulisse des Altmühltals, gesundet wie einst 1913 der junge Bertolt Brecht in den Mineralquellen des Staatsbades von Bad Steben, wundert sich über die Riesenschüsseln der Erdfunkanlage bei Hammelburg, klettert auf das »Walberla«, den »fränkischen Fudschijama« (Kusz), und auf das Steinerne Riff bei Pottenstein oder quält sich nach dem Besuch von Schloss Mespelbrunn mit dem Fahrrad die Serpentina durch den Spessart hinauf – dann hat man viel gesehen und doch ist noch vieles zu entdecken. Ähnlich ist es mit den Franken

auch. So schwer man die Besonderheiten des fränkischen Idioms von *Allmächd* bis *zabbenduster* letztlich verstehen kann, auch wenn sie von Experten wie dem Mundartdichter Gerhard C. Krischker, dem Kabarettisten Erwin Pelzig oder von Lothar Matthäus - der Ikone des fränkischen Zungenschlags - erklärt würden, so wenig wird man das fränkische Wesen entschlüsseln können. Und das ist auch gut so.

Natürlich spiegeln sich fränkische Eigenschaften auch in Äußerlichkeiten wieder, zum Beispiel in einem kleinen Ort wie Arnstein in der Fränkischen Schweiz: alles blitzblank, blühende Gärten, keine Zäune, alte Backöfen, ein gemütlicher Gasthof, die katholische Pfarrkirche, nach Plänen der Balthasar-Neumann-Schule 1732-34 erbaut. Barock und Bratwürste, Handwerk und Tradition, Katholizismus und Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit. Man kann durch die verwinkelten Gassen mit den Häusern aus Buntsandstein von Wertheim am Main laufen oder ein paar Kilometer weiter die Ruine Henneberg in ihrer roten Pracht mächtig über dem Fluss thronend sehen, die schönen Altmühlbrücken von Gunzenhausen, den herrlichen Ortskern von Sommerhausen oder die weitgehend erhaltene Wehranlage von Sulzfeld bestaunen, fast überall ist es aufgeräumt und sauber, gibt es Fachwerk und Blumenschmuck, Hofläden und Direktverkauf vom Hersteller. Zweifellos existieren auch Neubauviertel, die aussehen wie Legoland, oder ein Touristenbetrieb wie in Bad Kissingen mit Strauß-Kurkonzert und Roy-Black-Edelrose am Hochstamm gezüchtet im Rosengarten. Oder man steht auf dem wunderschönen Marktplatz von Sesslach und muss auf einer Gedenktafel lesen, dass an diesem Ort der Meister Augustin, seines Zeichens Scharfrichter von Kitzingen, während der Niederschlagung des Bauernaufstandes an diesem Ort achtzig Männer enthaupten und neunundsechzig

die Augen ausstechen und die Hände abhacken ließ. Auch dies ist fränkische Geschichte und Wirklichkeit.

So verstehen sich diese Reisen in die fränkische Seele als Versuch einer Annäherung und als ganz persönliche Hommage an eine unfassbar schöne Landschaft und sympathische Mentalität. Treffender als Theodor W. Adorno kann ich es nicht formulieren, wobei jede Fränkin und jeder Franke und alle Frankenliebhaber(innen) für Amorbach den eigenen Sehnsuchtsort in Gedanken eintragen mögen: »Dennoch läßt einzig an einem bestimmten Ort die Erfahrung des Glücks sich machen, die des Unaustauschbaren, selbst wenn nachträglich sich erweist, daß es nicht einzig war. Zu Unrecht und zu Recht ist mir Amorbach das Urbild aller Städtchen geblieben, die anderen nichts als seine Imitation.«

Zwischen Kunst und Kindheit

An einem Wochenende in den sechziger Jahren zockelte meine Familie im hellblauen VW-Käfer über die Bundesstraße nach Kulmbach. Unser Ausflug entsprang vordergründig jener bildungsbürgerlichen Vorstellung, dass jede Reise auch einen kulturellen Mehrwert einfahren und den Horizont des Reisenden erweitern möge. Doch eigentlich ging es meinem Vater vor allem um den Genuss der legendären Kulmbacher Rostbratwürste und des ebenso exzellenten, weit über die Grenzen Oberfrankens hinaus bekannten Bieres. Dieses ist in der Regel dunkel, schmeckt süßlich-malzig und wird am besten frisch vom Fass gezapft und im Steinkrug getrunken. Ob Ungespundenes, Keller- oder Rauchbier – die fränkische Braukunst, die in vielen kleinen lokalen Brauereien mit anhängenden Gastwirtschaften und Bierkellern gepflegt wird, sucht bekanntlich weltweit ihresgleichen und übertrifft, trotz ihres geringeren Verbreitungsgrades, die Produkte der Biermetropole München qualitativ bei weitem.

Viele »Auslandsfranken« wie ich nutzen jede Gelegenheit, sich mit *Trageln* heimischen Bieres einzudecken. Obwohl Spezialitäten wie das »Schlenkerla«-Rauchbier aus Bamberg oder das »Mönchshof«-Pils aus Kulmbach mittlerweile auch in Berlin und Hamburg zu kaufen sind, gehört es doch zu meinen kleinen Sentimentalitäten, zu besonderen Gelegenheiten meinen Gästen einen Topf Sauerkraut mit fränkischen Bratwürsten und fränkischem Bier vorzusetzen. Am Bier scheiden sich zwar anfangs zuweilen die Geister, aber spätestens bei der dritten »Halben« lieben es alle. So

musste mein in Kanada lebender Cousin Alfie, der wie alle Nordamerikaner Bier meist eisgekühlt aus der Dose zu trinken pflegt, bei einem seiner seltenen Deutschlandbesuche - trotz anfänglicher Skepsis beim ersten Probelauf - in den folgenden Tagen fast mit Gewalt aus den fränkischen Trinkstuben entfernt werden, so sehr war ihm das edle Gebräu ans Herz gewachsen.

Nicht umsonst reklamieren die Franken den ältesten Bierfund auf deutschem Boden für sich, Reste von Bierbrot fand man in einer dreitausend Jahre alten Amphore aus einem hallstattzeitlichen Hügelgräberfeld. Wie in allen deutschen Städten war das Bierbrauen im Mittelalter auch in Franken kein Gewerbe oder Handwerk, sondern ein Recht, das bei verschiedenen Bürgern beziehungsweise auf bestimmten Anwesen lag. Gemeinsam nutzten die brauberechtigten Bürger das städtische Brauhaus: Das ging reihum, jeder kam abwechselnd dran und konnte dann sein Bier gegen gutes Geld an seine Mitbürger ausschenken. Aus einer Quelle von 1801 erfährt man, dass die »starke Bierbrauerey« damals sogar an erster Stelle der Einkünfte stand.

Mein Vater wusste also genau, was ihn erwartete. Zur Tarnung seiner Absichten hatte er als Ausflugsziel das Deutsche Zinnfigurenmuseum auf der Plassenburg auserkoren. Urkundlich 1260 zum ersten Mal erwähnt, thront diese hoch über der Stadt und zählt zu den größten Burganlagen Deutschlands. Mancher schnauft doch schwer den steilen Anstieg zur Burg hinauf, für alle Untrainierten und Fußkranken empfiehlt es sich, den Bus zu nehmen. Aber wenn man schließlich die Hohenzollernveste erreicht hat, bietet sich einem bei schönem Wetter ein überragendes Panorama mit dem Blick über die Stadt in das Maintal. Das dachte sich wohl auch mein Vater und hatte den grandiosen Einfall, seinen Sprössling kurz über die Burgmauer zu

halten. Ob das als Mutprobe gedacht war oder ob er mir tatsächlich nur einen völlig unverstellten Blick ermöglichen wollte, habe ich nie in Erfahrung bringen können. Als Michael Jackson sein Baby aus dem Fenster eines Berliner Hotels hielt, empörte sich die Welt. In meinem Fall nur meine Mutter, die meinen Vater ausschimpfte und ihm den ersehnten Besuch in einem Kulmbacher Gasthaus ersatzlos strich. Seit dieser Zeit leide ich an Höhenangst und nähere mich Burgmauern nur in respektvollem Abstand.

Im Falle der Plassenburg hat dies den Vorteil, dass der Blick dann nicht nur in die Landschaft schweift, sondern diese mächtige Anlage genauer wahrgenommen wird. Und es lohnt sich, denn der so genannte Schöne Hof mit seinen mehrstöckigen Arkaden und den vier Ecktürmen besticht durch den prächtigen Renaissanceschmuck und die nachgotischen Gewölbe. Mehrere Kanonen erinnern an weniger friedliche Zeiten, als die Burg am 6. November 1553, dem so genannten Conraditag, im bundesstädtischen Krieg zerstört wurde und ganz Kulmbach in Flammen stand. Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg-Kulmbach und -Ansbach beauftragte daraufhin den Baumeister Caspar Vischer, der die Festungsanlage zwischen 1564 und 1569 wieder aufbaute. Seitdem diente sie als Residenz, Festung und Zuchthaus, seit 1929 beherbergt sie mehrere Museen, darunter das Deutsche Zinnfigurenmuseum, das mit über dreihunderttausend Figuren und mehr als hundertfünfzig Dioramen das weltweit größte seiner Art ist.

Bei meinem letzten Besuch auf der Plassenburg - man sollte durchaus mehrmals im Leben dort gewesen sein - durchschritt ich den Schönen Hof etwas zügiger, um möglichst schnell wieder in meine Erinnerungswelt eintauchen zu können. »Zinnfiguren sind die Verbindung zwischen Kunst und Kind«, wusste schon Joachim Ringelnatz. Auch wenn man ein paar Jahrzehnte mehr auf

dem Buckel hat, fällt man blitzschnell in diese fiebrige, kindliche Begeisterung zurück, mit der man die große Welt im kleinen Format erlebt hat. Man glaubt, Geschichte als Abfolge von Kriegen und Schlachten begreifen zu müssen, wenn man die auf fünf Stockwerken verteilten Glaskästen und Szenarien studiert. Plündernde Wikinger und Kreuzritter beim Sturm auf eine arabische Stadt, Gladiatoren im Kolosseum, Landsknechte mit Hellebarden, russische Kosaken und französische Turkors in farbenprächtigen Uniformen, elegante preußische Gardeoffiziere und Feldartillerie in Mausgrau, napoleonische, preußische und österreichische Regimenter zu Fuß und zu Pferd, die Bauernkriege des 16. Jahrhunderts, die deutsch-französischen Kriege und Napoleons Feldzüge gegen Preußen und Russland, die Schlachten von Pavia, Sedan und Waterloo, blutige Kämpfe, die die Welt veränderten, en miniature auf Quadratmetergröße.

»Was der Vater liest, spielt das Kind«, bemerkte der in der Ausstellung zitierte Maler Johann Schraudolph und reflektierte damit den im 18. Jahrhundert vor allem durch den Reformpädagogen Johann Heinrich Pestalozzi aufkommenden Gedanken vom spielerischen Lernen mit Hilfe plastischer Materialien. Dass nun dabei vor allem Kriegsspielzeug zum Einsatz kam, würde man aus heutiger Sicht wohl nicht mehr befürworten. Es waren damals vor allem national gesinnte Männer, die ihren Kindern den rechten patriotischen Geist vermitteln wollten oder selbst als Sammler Spaß an der Rekonstruktion dieser historischen Ereignisse hatten.

Die beiden Weltkriege indessen fanden offenbar, folgt man der Ausstellung, kaum Resonanz in der Herstellung von Zinnfiguren. Nur mit einem Hinweis auf die Berliner Zinnfigurenwerkstätten, die um 1930 herum lediglich zwei Jahre mindere Qualität produzierten und dabei zum Beispiel